

Wahnwitz?

Aus den Akten eines Untersuchungs-Richters.

Von A. D. K l a u s m a n n.

1.

Kopieren Sie noch diesen Brief, Seidel, fügen Sie ihn hier in den Umschlag, und nehmen Sie ihn mit zur Post. Dann können Sie das Bureau schließen.

„Dawohl, Herr Walter. Ich werde die Schlüssel des Bureaus wie immer in Ihrer Wohnung abgeben.“

„Gut! Auf Wiedersehen!“ Nach diesen letzten Worten verließ der Fabrikbesitzer Walter sein Comptoir, in dem er den ganzen Nachmittag angefertigt mit seinem Buchhalter, Kassierer und Korrespondenten Seidel gearbeitet hatte. Da auf dem Fabrikgrundstück auch das villenartige Wohnhaus des Besitzers lag, so betrat er schon einige Minuten später seine Wohnung, wo er von seiner jungen Frau mit einem herzlichsten Kusse begrüßt wurde.

„Du siehst so vergnügt aus, Walter,“ sagte sie. „Du hast gewiß eine gute Nachricht bekommen.“

„Dawohl, mein Schatz, eine sehr gute Nachricht. Eine große Sorge ist von mir genommen worden. Ich habe den Prozeß um die sechzigtausend Mark in letzter Instanz gewonnen.“

„Gott sei gedankt!“ erklärte Frau Walter. „Dieser Prozeß hat Dir große Sorgen gemacht. Ich habe es Dir angesehen, wie bekümmert Du in letzter Zeit stets warst.“

„Ja, mein liebes Kind, es ging mir auch an den Kragen. Wenn ich den Prozeß verloren hätte, wäre ich wahrscheinlich bedrückt gewesen. Ich habe starke Verpflichtungen: das bare Geld steht im Geschäft und ist nicht ohne Weiteres herauszubringen; ich wäre in Zahlungsschwierigkeiten gerathen, besonders da in den nächsten Wochen Wechsel fällig sind. Das ist jetzt Alles gehoben. Die letzte Instanz hat zu meinen Gunsten entschieden, die Zahlung muß binnen einigen Tagen erfolgen, und wir sind aus allen Schwierigkeiten heraus. Nun kannst Du aber auch einen Wunsch äußern, einen recht großen Wunsch; es soll mir Freude machen, ihn Dir rückhaltlos zu erfüllen.“

Es fingelte draußen, und das Dienstmädchen brachte die Schlüssel des Comptoirs, die Seidel abgeben hatte.

Lehner war ein alter, in Dienst der Firma ergatterter Mann, schon in den fünfziger Jahren. Walter hatte Seidel von dem früheren Besitzer der Fabrik, als er diese kaufte, mit übernommen und ihn als gewissenhaften und fleißigen Arbeiter schätzen gelernt.

Seidel ging, wie jeden Abend, wenn er aus dem Geschäft kam, nach einem Bierlokal, wo er als Jungeselle seinen Stammtisch hatte. Als er das Lokal betrat, sah er bereits drei ältere Herren an dem bekannten Tische sitzen. Er begrüßte sie, nahm sodann ebenfalls Platz und saß still in sein Glas.

Ein viertes und fünftes Mitglied des Stammtisches kam, die Unterhaltung wurde sehr lebhaft. Nur Seidel blieb still und starre mit finsterner Gesichtsfarbe vor sich hin. Er war sonst ein guter Gesellschafter gewesen, seine Schwärmsamkeit mußte deshalb auffallen.

„Was haben Sie denn, Seidel?“ fragte ihn ein Mitglied des Stammtisches. „Ist Ihnen ein großer Verrger passiert, oder haben Sie irgend ein Unglück erlitten?“

„Nein,“ erklarte er unwirsch. „Lassen Sie mich in Ruhe! Ich leide an furchterlichen Kopfschmerzen, schon seit längerer Zeit, so daß ich beinahe rasend werden möchte. Das hämmert und pocht in meinen Schläfen und oben am Schitel, daß ich manchmal glaube, mein ganzes Gehirn beginnt zu schmelzen, ungefähr wie Knete, wissen Sie. Ja, fühlte, wie das Gehirn emporsteigt und die Schädelwandung durchbrechen will.“

„Aber, Seidel, was sind das für Ideen!“ sagte einer der anwesenden Freunde. „Es geht ja manchmal in dem Kopf eines Menschen, aber dann sind es doch nur die Gedanken, nicht das Gehirn selbst.“

Seidel antwortete nicht, sondern sah wieder finstler vor sich hin. Noch ungefähr einer halben Stunde hörte er plötzlich auf. Der Name Fischer war am Tisch genannt worden.

Seidel lachte laut auf. Es war ein eigenthümliches erzwingendes Gelächter. „Fischer!“ sagte er dann. „Ich habe ihn heute Nachmittag, als ich nach dem Geschäft ging, getroffen.“

Am Tisch entstand allgemeines Erstaunen. „Ich meine den Kanzleirath Fischer,“ sagte Seidel fort. „Ein netter, alter Herr: er hat sich gar nicht verändert.“

Die anderen Mitlieder des Stammtisches sahen sich erschrocken an. Einer von ihnen legte seine Hand auf Seidels Arm und sagte: „Lieber Freund, Sie irren sich wohl. Sie wissen doch, daß Kanzleirath Fischer vor sechs Wochen begraben worden ist.“

„Das weiß ich, das weiß ich,“ versetzte Seidel. „Aber trotzdem habe ich ihn heute getroffen.“ Das war ja das Originelle. Gleich hinter dem Stadthorze stand er in der Ecke und winkte mir mit der Hand. Er schien nicht besonders verwundert zu sein.“

„Woher ist es?“ fragte einer der Mitlieder. „Aber es ist eine unheimlich stille Gesellschaft.“

Seidel blickte wieder vor sich hin und schien gar nicht zu wissen, was um ihn vorging. Er bemerkte er wohl auch nicht die sonderbaren Blicke, welche die Gäste und Stammtischgenossen mit einander austauschten. Es entstand eine peinliche Stille. Seidel trat sein Bier plötzlich aus, stand auf und erklärte: „Ich muß gehen. Zu Hause wartet wahrscheinlich mein Vater auf mich. Er ist auch todt. Aber die Todten kommen jetzt Alle, das geht schon seit acht Tagen so. Bald sehe ich dort einen Lebten, bald da einen. Ich fürchte mich nicht. Ich habe ihnen ja nichts gethan. Wenn sie nur reden.“

Dann erzählte er, nahm Hut und Stock und entfernte sich.

Die Thür hatte sich kaum hinter ihm geschlossen, als sich der Alp löste, der auf der Stammtischgesellschaft lag.

„Der Mann ist verrückt geworden!“ „Los scheint er wirklich zu sein.“ „Er sah schon so verständig aus, wie er kam.“ — Und die Kopfschmerzen, die er schon seit Wochen hat!“ so ging es durcheinander, und daran schloß sich eine Erörterung über die Geisteskrankheit Seidels im Besonderen und den Wahnwitz im Allgemeinen.

Seidel aber schritt nach seiner Wohnung, legte sich hier einige Bogen Papier zurecht und schrieb eifrig bis gegen Mitternacht.

2.

Es waren drei Tage vergangen, und die sechzigtausend Mark waren mit den Zinsen der Walter eingelaufen. Die ganze Summe betrug etwas über einundsechzigtausend Mark, und mit einem gewissen Gefühl der Befriedigung legte der Fabrikbesitzer am Nachmittag das Geld in den feuer- und diebstahlsicheren Geldschrank. Er wollte es nicht erst nach der Kasse schaffen, da doch in den nächsten Tagen seine Zahlungen fällig wurden.

Walter und Seidel arbeiteten in den Vormittagsstunden gemeinsam in einem Zimmer.

Es kam ein Wechsel, der bezahlt werden mußte. Walter öffnete den Geldschrank, nahm die erforderliche Summe heraus und ließ dann den Schrank offen stehen, wie er es immer that, wenn er im Comptoir war.

Eine Viertelstunde darauf kam der Portier und sagte Walter leise in das Ohr, der Bürgermeister sei draußen und wüßte ihn ohne Zeugen zu sprechen.

Dieser Besuch war sehr auffallend und erschröckte den Fabrikbesitzer. Er eilte hinaus und ließ, wie gewöhnlich, wenn er nur in die Fabrik ging, den Schlüssel im Schloß des Geldschrankes stecken.

Er trat auf dem Hof den Bürgermeister, und dieser begann nach der ersten Begrüßung: „Sie komme in aller Eile zu Ihnen, um Sie zu warnen. Von verschiedenen Seiten geht mir die Mitteilung zu, daß Ihr Buchhalter Seidel nicht richtig im Kopfe sei. Ich habe schon vorgestern von einem Herrn der Gesellschaft, in der er verkehrt, die Nachricht gehört, daß er Zeichen von Verrücktheit gebe, aber ich habe nicht daran geglaubt. Heute früh war auch die Frau bei mir, bei welcher Seidel schon seit einigen Jahren wohnt. Sie erzählte mir, daß der Mann vollständig aus Rand und Band gerathen sei. Er schreibe die Nächte hindurch; dann halte er laute Reden in seinem Zimmer und fange Nacht an zu singen, habe sogar einmal den Versuch gemacht, Möbel zu demoliren, kurzum benehme sich wie ein Wahnfinniger.“

„Ich bin Ihnen jedenfalls sehr dankbar, Herr Bürgermeister,“ erklärte Walter. „Ich werde den Unglücklichen scharf beobachten.“

„Haben Sie denn selbst noch nichts an ihm gemerkt, Herr Walter?“

„Nein, Herr Bürgermeister. Er hat ja eben erst zwei Briefe geschrieben. Bitte, kommen Sie doch mit in das Comptoir, und sehen Sie ihn sich einmal an.“

Als die beiden Herren in das Comptoir eintraten, bot sich ihnen ein sonderbarer Anblick. Trotz des Sommers brannte in dem eisernen Ofen des Comptoirs Feuer. Die Thür der Feuerung stand offen, und vor dem Ofen tanzte Seidel auf und ab.

„Mensch, was machen Sie denn?“ fragte Walter überrascht.

Seidel grinst, stieß dann ein erzwingendes Lachen aus und sagte: „Da brennen sie, da brennen sie, die Bazillen! Typhus, Cholera, Diphtherie, Pocken, Alles muß verbrennen, Alles muß verbrennen!“

Er zeigte einen Hundertmarkschein, den er in der Hand hielt und im nächsten Augenblicke in das Feuer warf.

„Da, da brennt er! Das ganze Geld ist verbrannt, Alles, was da im Schrank lag. Ich habe es gelesen, es sind Bazillen auf dem Papiergeld, die müssen vernichtet werden.“

Mit einem lauten Schreie schreiende Walter nach dem Geldschrank und riß die Thür auf. Das Bedeckel mit den einundsechzigtausend Mark in Banknoten war weg. Er stürzte auf den Buchhalter zu, packte ihn an den Schultern und rief: „Mensch, Sie haben das Geld verbrannt!“

Seidel lachte nur grell auf: „Ja, ich habe es verbrannt.“ Es war die höchste Zeit. Die Bazillen kamen aus dem Schranke heraus. Reihenweise, in ganzen Kolonnen, kamen sie marschirt. Ich habe die Feuerzunge genommen und das Bedeckel dort in den Ofen geworfen, ein Streichholz angezündet, und da

brennt es. Mir thun sie nichts mehr — die Bazillen.“

Der Bürgermeister hatte inzwischen Geistesgegenwart genug befallen, die Wasserlase zu ergreifen, die in dem Comptoir stand, und sie in den Ofen zu gießen. Und während Seidel noch immer in dem Comptoir herumtanzte und schrie: „Sie sind verbrannt, sie sind verbrannt! Typhus, Cholera, Diphtherie, Pocken, Alles verbrannt!“ so gingen die beiden Männer die nasse Asche aus dem Ofen, in der Hoffnung, noch Reste der verbrannten Scheine zu finden. Allein vergebens.

Mühsam suchte Walter nach Worten. Er tastete nach einem Stuhl; dann mannte er wie vernichtet hinaus. Der Bürgermeister folgte ihm, er fürchtete eine Katastrophe.

Seidel aber schien plötzlich einen neuen Wahngebanten zu haben, denn er stürzte barfüßig zur Thür hinaus.

Am Nachmittag wurde Seidel, als er eben wieder in seine Wohnung zurückkehren wollte, festgenommen. Er wehrte sich verzweifelt, schlug während um sich, oder man band ihn und brachte ihn nach der Irrenabtheilung des städtischen Krankenhauses.

Man nahm deselbst eine Leibesvisitation Seidels vor und fand, da er todsüchtig war, in eine Zwangsjacke. In einer Rocktasche Seidels fand man einen Brief an des Gerichts, welcher Beschuldigungen gegen unbekannte Personen enthielt.

Der Bürgermeister veranstaltete eine Hausungung in der Wohnung des Seidel, und hier fand man mehrere Dutzend Bogen, beschrieben mit Anklagen unsinnigster Art gegen verborgene Individuen oder gänzlich unbekannte Personen.

Das Gerücht von der Verrücktheit Seidels und dem kolossalen Schaden, den er seinem Chef durch Verbrennung der Banknoten zugefügt hatte, verbreitete sich natürlich in der Stadt, und von allen Seiten kamen jetzt Leute nach der Polizei, welche Mitteilung davon machten, daß sie in der letzten Zeit Anzeichen von Irrsinn bei Seidel bemerkt hätten. Es war kein Zweifel: Seidel war unzurechnungsfähig, er litt offenbar an Verfolgungswahn.

Für den Ehearzt des Krankenhauses, Doktor Stein, war der Fall äußerst interessant wegen der Pflücktheit, mit welcher bei Seidel der Wahnwitz zum Ausbruch gekommen war. Gerade Verfolgungswahn zeigt sich sonst gewöhnlich längere Zeit vor dem Ausbruch; das Gehirn des Patienten degenerirt langsam, bevor es zum wirklichen Wahnwitz kommt. Bei Seidel aber waren zwischen den ersten Anzeichen, die er von Geistesgestörtheit gab, bis zum vollen Ausbruch des Wahnwitzes nur wenige Tage vergangen.

Kurze Zeit, nachdem man Seidel in die Zwangsjacke gesteckt hatte, beruhigte er sich. Er führte zwar noch verirrte Redensarten, schwatzte sehr viel, wollte überall Gestalten sehen, die ihn verfolgten; zeigte aber die anderen Merkmale des Verfolgungswahns nicht, die sich sonst gewöhnlich in diesem ersten Stadium einzustellen pflegen.

Mit diesen Merkmalen ist es eine eigenthümliche Sache. Der Laie sieht sie nicht, selbst dem Arzte, der nicht speziell auf diesem Gebiet sich beschäftigt hat, werden sie nicht ohne Weiteres auffallen. Wohl sieht sie aber der kundige Irrenarzt.

Doktor Stein war erstaunt, sie nicht zu finden. Er ließ Seidel in eine Zelle bringen, welche in der Wand, verstreut hinter einem Ventilationsgitter, eine Oeffnung hatte, durch welche man den Insassen auf das Genaueste beobachten konnte, ohne daß dieser eine Ahnung davon hatte. Diese Zelle lag direkt neben dem Arbeitszimmer des Ehearztes, und an dem Loch, durch welches er die Zelle Seidels überblicken konnte, sah Stein jetzt stundenlang mit jener Geduld, die man nur bei dem Forscher findet, der sich ganz und gar in einen interessanten Fall verliert.

Nach einer zehntägigen Beobachtung betrachtete Doktor Stein den Irrenfinnigen mit ganz anderen Augen als früher. So lange Seidel in seiner Zelle allein war, so lange er sich beobachtet glaubte, gab er sich merkwürdigerweise durchaus vernünftig. Er erschrak nicht, er gredte nicht zusammen, er sah nicht scheu in die Ecken; er sah ganz ruhig an seinem Tische und las, sein ganzes Gebotken war das des geistig vollständig normalen Menschen. Sobald aber die Thür geöffnet wurde, veränderte sich sein Benehmen. Dann zeigte er einen thätlichen Gesichtsausdruck, tief schau in Zimmer auf und ab, deutete entsetzt nach den Ecken, klagte über fortwährende Belästigung durch Geister und dunkle Gestalten, und erzählte von Kämpfen, die er mit Ungeheuern gehabt haben wollte.

Am dritten Tage wußte Doktor Stein ganz genau, daß er in Seidel einen Simulanten vor sich hatte, der seine Sache nicht einmal besonders geschickt machte. Für ihn war Seidel jetzt nicht mehr der interessante Fall, an einem Schwindler waren keine Studien zu machen. Das Interesse des Arztes veränderte sich jetzt in Zorn über den frechen Gauner, der die Absicht hatte, auch ihn, den Mann der Wissenschaft, zu täuschen. Und da ihm daran lag, Klarheit über die Motive zu bekommen, aus denen Seidel Wahnwitz heuchelte, machte er einen eingehenden Be-

richt an die Polizei und an den Untersuchungsrichter.

Gar schlimm sah es inzwischen bei dem Fabrikbesitzer Walter aus. Der Verlust der einundsechzigtausend Mark hatte ihn ruiniert; er stand vor seinem Konkurse.

Es war acht Tage nach dem Vorfall mit Seidel, Walter sah wieder in seinem Comptoir und arbeitete, als unvernünftiger der Bürgermeister eintrat. „Ich habe zweimal geklopft, Herr Walter,“ sagte er, „ohne daß Sie mich gehört haben. Wahrscheinlich sind Sie sehr beschäftigt. Aber ich muß Sie stören; ich bringe Ihnen eine angenehme Nachricht.“

„Seien Sie willkommen, Herr Bürgermeister. Ich kann angenehme Nachrichten brauchen.“

Der Bürgermeister setzte sich und fuhr mit freudlichem Lächeln fort: „Was meinen Sie wohl, lieber Walter, wenn das Geld nicht verbrannt wäre; wenn Seidel nur simulirt und nicht geisteskrank wäre? Ich sehe schon, Sie verstehen mich nicht. Na, Sie werden wohl nicht vor Freude um den Verstand kommen! Hier haben Sie Ihre einundsechzigtausend Mark wieder. Seidel ist ein Gauner, er hat einen raffinierten Betrug versucht, aber er hat sich eine zu schwere Aufgabe gestellt und ist gescheitert. Außerdem spielt eine jener Zufälligkeiten mit, welche oft die schönsten Kombinationen eines Gaunners über den Haufen werfen. Na, wovon Sie sich nicht endlich diese Briefstasche ansehen? Sie finden darin einundsechzigtausend Mark. Ich bitte mit allerhöchster Anbiederung, Sie nicht aus, nicht für mich, sondern für einen armen Teufel, der heute früh bei mir war und mir diese Tasche abgeliefert hat.“

„Ich — ich verstehe nicht,“ stotterte Walter ganz verblüfft.

„Es ist ein Tagelöhner,“ erklärte der Bürgermeister. „Der Mann ließ sich heute früh bei mir melden und erzählte mir Folgendes: Sein zwölfjähriger Sohn hätte Vieh außerhalb der Stadt auf dem Gemeindegange. Vor acht Tagen, nachdem der Gaubieb Seidel hier die Verfolgungswahn im Bureau uns vorgemacht hatte, trieb er sich auf dem Gemeindegange herum. Der Irrenjunge sah den Gaubie, aufgeregt kam er her, und natürlich ließ ihm diese Erscheinung auf. Er blieb hinter dem Busche, hinter dem er lag, ganz ruhig und sah darauf, wie Seidel anscheinend zwecklos sich in den Weidengebüschen am Bach herumtrieb; es entging der Aufmerksamkeit des Knaben auch nicht, daß Seidel einen Gegenstand in eine hohe Weide hineinsteckte. Als sich dann Seidel entfernte, war er in einem großen Bogen um die Stadt nach seiner Wohnung zurückzulehren, untersuchte der Irrenknabe die Weide, konnte aber in ihr Inneres nicht eindringen. Am nächsten Tage erfuhr der Junge von der Vernichtung des Geldes und von der Unterbringung Seidels in einer Irrenanstalt, und nun machte er seinem Vater Mitteilung, als dieser Abends von der Arbeit kam. Darauf hat nun dieser Tagelöhner eine Unternehmung der Weide angestellt, und durch Hineinschleichen eines Lechtes dicht über dem Erdboden gelang es ihm, in den unteren Theil des hohen Stammes hineinzufassen. Dort hat er die Briefstasche gefunden.“

„Im Operationsaal des Krankenhauses waren alle Vorbereitungen zu einer schweren Operation getroffen. Fertigt zur Aufnahme des Patienten stand der große Operationsstisch. Auf einigen kleineren Tischen lagen die Instrumente ausgebreitet, die mit ihrem blankpolirten Stahl und ihrer Manigfaltigkeit selbst einem startnerwigen Menschen beim Anschauen ein Grauen einflößen konnten. Waschen mit Wasser, Schwämme, Tücher, lagen bereit. Die vier Hilfsärzte und der Ehearzt, Doktor Stein, trugen schwarze Schürzen mit langen, bis an das Handgelenk reichenden Ärmeln aus Gummistoff. Eine Anzahl handfester Wäcker war im Saale aufgestellt, dann auch einige Zuschauer, die man wohl als Beobachter der Untersuchungsrichter und noch einige Herren aus der Stadt.

Auf einen Wink des Ehearztes wurde der mit einer Zwangsjacke bekleidete Seidel in den Operationsaal gebracht. Man setzte ihn auf einen Stuhl in der Nähe des Operationsstisches, und man sah es ihm an, wie unheimlich ihm zu Mute war.

Wenn es sich aber um wichtige Fälle handelt, sind ja die Ärzte bekanntlich gefühllos. So schien auch Doktor Stein den Mann in der Zwangsjacke gar nicht zu beachten. Er wandte sich an die Ärzte und an die anwesenden Gäste und sagte: „Meine Herren, wir haben es hier mit einem Fall von Wahnwitz zu thun, der durch krankhafte Veränderung des Gehirns entstanden ist. Lassen wir den Mann wie bisher weiter leben, so wird der Wahnwitz beständig zunehmen, und ein baldiger Tod wird Seidel von seinem Leiden erlösen. Die Wissenschaft kann aber nicht unthätig zusehen; sie muß versuchen, das Uebel zu beseitigen, und so haben wir uns denn entschlossen, mit dem Mann da eine Operation zu machen, die allerdings höchst gefährlich ist. Die Statistik belehrt uns darüber, daß von fünfundzwanzig Operirten kaum Einer mit dem Leben davonkommt. Da aber im anderen Falle der Patient doch unrettbar verloren ist, so muß die Operation gewagt werden. Es ist die letzte Hoff-

nung. — Wir werden jetzt den Patienten chloroformiren, werden ihm dann den Schädel öffnen, so daß die erkrankte Stelle des Gehirns bloß liegt, und werden diese entfernen. Das Experiment ist für die Wissenschaft von höchster Wichtigkeit.“

Dann wandte er sich zu den Wärttern: „Bringen Sie den Patienten hierher!“

Leichenblau war das Gesicht Seidels während der Rede des Ehearztes geworden. Sogar jene Anwesenden, die nicht Mediziner waren, sahen wohl, daß Seidel das Verständnis für die Rede keineswegs fehlte, und konnten deutlich das Entsetzen beobachten, das sich auf seinem Gesichte widerspiegelte. Als sich die Wärter Seidel näherten, war dieser kaum im Stande, sich zu erheben.

„Vorwärts! Vorwärts!“ sagte der Ehearzt, „legen Sie ihm die Chloroformmaske an.“

Die Assistenzärzte triffen gleichzeitig nach den Sägen und den anderen Instrumenten und schienen bereit, sich auf das unglückliche Opfer der Wissenschaft zu stützen.

Da verlor Seidel seine Fassung. Widerstand wäre vergeblich gewesen, da er in der Zwangsjacke steckte. Eine Flucht war nicht möglich, denn die Wärter hielten ihn rechts und links an den Armen fest. Er warf sich also plötzlich vor dem Ehearzt auf die Knie und jammerte: „Um Gotteswillen, operiren Sie mich nicht! Ich bin ja gar nicht verrückt!“

Ueber das Gesicht des Arztes flog ein grimmes Lächeln. „Stehen Sie auf,“ sagte er. „Wir wissen das besser. Kein Wahnfinniger giebt zu, daß er geisteskrank sei. Allerdings ist ja eine merkwürdige Beförderung mit Ihnen vorgegangen. Als ich gestern bei Ihnen in der Zelle war, verstanden Sie mich nicht und schwagten ungeheures Zeug. Heute haben Sie nicht nur verstanden, was ich sagte, sondern Sie scheinen auch ganz vernünftige Ideen bekommen zu haben. Ich lasse mich aber dadurch nicht täuschen. Vorwärts, legen Sie ihn auf den Operationsstisch!“

Jetzt begann Seidel um Hilfe zu jammern, und auf einen Wink des Ehearztes traten die Wärter von ihm zurück.

Der Untersuchungsrichter erhob sich und sagte: „Seidel, diese Briefstasche, die sich früher in Ihrem Besitz befand, ist mit einem Inhalt von einundsechzigtausend Mark in einer hohen Weide auf dem Gemeindegange gefunden worden. Sie haben Ihren Wahnwitz simulirt, um sich in den Besitz des Geldes zu setzen. Sie sehen, Sie sind entlarvt. Wollen Sie ein Geständniß ablegen?“

Seidel ließ den Kopf auf die Brust sinken und sagte: „Ja.“

„Dann können wir das Protokoll sofort hier aufnehmen,“ erklärte der Untersuchungsrichter.

Der Protokollführer, der sich in seiner Begleitung befand, sah im nächsten Augenblicke an dem Operationsstisch, an dem man die furchtbare Manipulation mit Seidel angeblich hatte vornehmen wollen, und nach kurzem Zögern entschloß sich Seidel zu einem vollen Geständniß.

Seidel ließ den Kopf auf die Brust sinken und sagte: „Ja.“

„Dann können wir das Protokoll sofort hier aufnehmen,“ erklärte der Untersuchungsrichter.

Der Protokollführer, der sich in seiner Begleitung befand, sah im nächsten Augenblicke an dem Operationsstisch, an dem man die furchtbare Manipulation mit Seidel angeblich hatte vornehmen wollen, und nach kurzem Zögern entschloß sich Seidel zu einem vollen Geständniß.

„Ich habe,“ sagte er, „Zeit meines Lebens gewünscht, einmal Geld zu bekommen. Ich habe viel mit mir gestämpft, bis ich mich dazu entschloß, einen solchen Schwindel in Szene zu setzen. Ich wußte, daß die einundsechzigtausend Mark, die Herr Walter im Prozeß gewonnen hatte, ankommen würden, und in ihren Besitz wollte ich mich setzen, ohne mich zu gefährden. Ich überlegte Folgendes: Wenn ich mich wegnimmig stellte, mich in den Besitz der einundsechzigtausend Mark brachte, und so that, als ob ich sie verbrannt hätte, so konnte mir gar nichts weiter geschehen. Man steckte mich dann in ein Irrenhaus, und aus diesem entließ man mich wahrscheinlich nach einiger Zeit, wenn ich wieder vernünftig geworden zu sein schien. Als Wahnfinniger konnte ich reichlich wegen meiner Handlungsweise nicht belangt werden.“

„Ich wollte mich dann noch eine Zeitlang hier in der Gegend aufhalten und wenn aller Verdacht geschwunden, mit dem Gelde mir jenseits des Meeres oder im europäischen Auslande eine neue Zukunft gründen. Ich habe nur einen Hundertmarkschein wirklich angezundet, die anderen Papiere, die im Ofen brannten, waren Material.“

Der verunglückte Schwindel Seidels fand seine Bestrafung Seitens des Schwurgerichtes. Der Tagelöhner dagegen, der das Geld aufgefunden und abgeliefert hatte, erhielt von Walter eine reichliche Belohnung, die Gläubiger des Fabrikbesizers ihr Geld, und die Kriminalgeschichte wurde um einen interessanten Fall reicher.

Weltuntergang.

Gar emsig bei der Lampe Schein sieht Herr Professor Riffert nun, beneidlich in seiner Schrift haarfein — Weisheit kein Mensch dran zweifeln kann!“

Das war untrübsamem Casell Die Welt acht Tode kaum mehr steht, kurz, daß an dreihundert Moris Sie unbedingte zu Grunde geht! Dann kinnelt er der Dienerin und schickt sie mit dem Manuskript Riffers Tageblatt zum Postamt hin, wobei er ihr den Auftrag giebt, zu fragen, ob beim Filleur (des Stabtheaters, erste Reih), ein Sperth mehr zu haben wäre, zu Mackes für den ersten Mai.

D. E. Bantolowicz.

Das Glück.

Drei junge Reden ritten im Wald — Da ist ein floarber Wehrer er schallt. Es lachten spottend der Reiter zwei: „Ein Narr, der folate dem falschen Schrei!“

Die rote Hexe am Schilfrofenste Sie lockt und lauert mit trügendem Weh: Doch nicht ihr ein unerfahrener Knab! So findel er bald in den Wellen sein Grab!“

Herr Harold aber spornete sein Roß. Er wollte schau'n, was der Wald umschloß. Wohl mahnte ihn warnend der Freundebund: „Vorwärts! Vorwärts!“ sagte der Ehearzt, „legen Sie ihm die Chloroformmaske an.“

Da sah er die Hexe mit leuchtendem Haar. Mit Augen dunkel und wunderbar, und er hob sie auf's Pferd und er trieb sie zu Thal und er türte sie jauchzend zum Ehegemak!

Zur Demuth ward ihre milde Schen, Die falsche Lüge zu Lieb' und Treu', Und die Lieber der Sänner wohntig und weich Sie priesen Herrn Harold selig und reich.

Of ritten die anderen Reden beid', Zum Walde lautend in schenndem Reih: Doch wie sie lodten mit heissem Ruf und wie sie dorchten und dämpften den Ruf. Vom Schilfrofen keine Antwort zurüd: Nur einmal lacht und leuchtet das Glück!

Wilt. Serbert.

d' Hauptfach.

Was Bürger haucht in unser'm Markt, Muach heut' auf's Rathhaus geh'n; A' Punkt von b'fund'rer Wichtigkeit Thuat zur Berathung sieh'n.“

D' Botschaft geht von Haus zu Haus; Drum kinnel auf d' Nacht All's a' Stamm: D' Geschäftslust, d' Bauern, d' Gläubler an' — Kurz, wer a' Stimm' ihuat hant!“

Der Bürgermunde räuspert 'erst. ... Fragt an na': „Meine Herrn! Es is beantragt, unser' Gmoa Soll laip a' Stadt aa' wer'n.“ —

„Dös brauch' is net!“ schimpfa d' Häusl-Leut'. „Da wird na' d' Umlag a' viel —“ „Glaot's dös net,“ laag der Bräu am Plag. „Aoa'n' Pfennig toh' dös G'pfiel!“

Was zur a' Stadt a' hör', hant mir ja: Drei Präua fan' im Ort. A' Apotheka, Mekka, Wirtz und Krama u. s. f. —

„Und d' Häufer,“ fahrt der Mauertreff. „San dö vielsticht net sein? A' Plag is da, a' Maafirat —“ Ron ninderst nobler sein —“

„Ja, Manna,“ laag der Stöffbau'r, „Glaob' all'stamm' und no' mehr; Doch hör' i' von der Hauptfach' mir: Wo nemmt's denn d' Stadtleut' her?“ M. Hofmann.

Bierfüßig irrend. Bögel.

In jenen alten Vorzeiten, von denen uns nur in Bersteinungen Spuren zugetrogen sind, mögen wohl viele in den übrigen als Bögel zu charakterisirende Thiere gelebt haben, die auf vier Füßen trockten. Heute aber gilt als ein Hauptmerkmal der Bögel, daß sie auf zwei Füßen gehen, während die Vorderextremitäten die Gestalt der Flügel angenommen haben. Und dennoch giebt es auch heute noch Bögel, die vierfüßig kriechen und klettern, allerdings nur in ihrer Jugend. Es sind dies die Schöpf- oder Fingerringelbienen (opisthocornis cristatus), die von der Nordküste Sibiriens bis zum Amagoenenstrome, hauptsächlich in den Uferwäldern, vorkommen und von den Eingeborenen „Hochpin“ genannt werden. Diese Bögel besitzen in ihrer Jugendzeit an den Flügelanlagen, da, wo bei Bierfüßigen Daumen und Zeigefinger sitzen, harte Krallen, deren sie sich zum Klettern und Festhalten bedienen. In der fortgeschrittenen Entwicklung der Thiere, wenn die Flügel kräftiger und zum Fliegen geschickter werden, bilden sich diese Krallen zurück. Diese Merkwürdigkeit war den Zoologen bis zum Jahre 1888 unbekannt geblieben, aber damals und seitdem mehrfach wurden die Jungen beobachtet, wie sie der Mutter folgenden hängenden Mutter nachtrögen und sich, indem sie auf allen Vieren krochen, die Krallen an den Flügelgliedern bedienten, sie in die Rinde der Stämme kletten und sich daran vorwärts zogen.

— Bacillenfucht. „Mit meiner Frau ist's nicht auszubalten! Aus Furcht vor den Bacillen läßt sie sogar das Gefekorene stehen, ehe sie's ist!“ — Feinerzogen. Gretchen (im Botanischen Garten): „Mama, giebt's hier auch fleischabrinende Pflanzen?“ — Malitios. Schaupiel: „Das war gestern wieder ein Erfolg, es gab nur eine Stimme, daß ich mich selbst übertraffen!“ — Kräulein: „Und wer war diese eine Stimme?“